

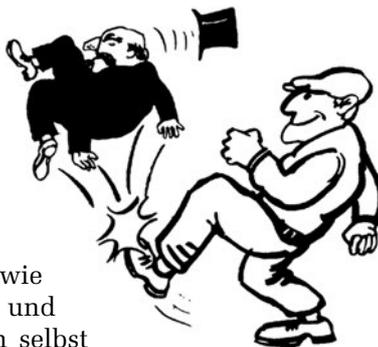
Politische Ökonomie

Reproduktion

Die Politische Ökonomie ist die Wissenschaft, die sich mit der Herstellung der materiellen Grundlagen der menschlichen Gesellschaften beschäftigt. Sie dreht sich um die Frage, auf welche Weise die Menschen in den verschiedenen historischen Epochen den Produktionsprozess organisieren und welche Verhältnisse sie untereinander in Bezug auf diesen Prozess eingehen. Im Gegensatz zum Tier wirkt der Mensch mittels der Arbeit bewusst auf die Natur ein, verändert sie nach seinen Vorstellungen und schafft sich so aktiv die Gegenstände und Lebensbedingungen, die er benötigt. Die Herstellung der lebensnotwendigen Güter ist kein einmaliger Vorgang, der irgendwann abgeschlossen wäre. Der Produktionsprozess muss fortwährend erneut beginnen. Lebensmittel werden verbraucht, Maschinen abgenutzt, Gebäude verfallen. Die Menschen müssen daher beständig die Bedingungen wiederherstellen (reproduzieren), die sie in die Lage versetzen, die Produktion erneut aufzunehmen. Aufgebrauchte Rohstoffe müssen ebenso ersetzt werden wie abgenutzte oder veraltete Werkzeuge und Maschinen. Aber auch die Menschen selbst müssen sich selbst beständig ‚wiederherstellen‘. Sie benötigen Nahrung und Erholung zur Wiederherstellung ihrer im Produktionsprozess verausgabten Kräfte. Sie benötigen Ersatz für verschlissene Kleidung oder verfallene Gebäude. Sie benötigen die Auffrischung der Fertigkeiten und Kenntnisse, die sie im Produktionsprozess anwenden. Schließlich benötigen sie Ersatz für sich selbst. Alte und Kranke scheiden aus dem Produktionsprozess aus, für sie müssen immer wieder genügend junge Menschen mit entsprechenden Fähigkeiten und Kenntnissen bereitstehen.

Der Reproduktionsprozess bildet die materielle Basis aller menschlichen Gesellschaften. Deshalb steht er in enger Wechselwirkung mit allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, also etwa der Politik, der Kultur, des Rechtswesens, der Ideologie, den Familienverhältnissen etc. Er ist jedoch nicht in allen Gesellschaften auf die gleiche Weise organisiert, in urgesellschaftlichen Gemeinschaften anders als in antiken Sklavenhaltergesellschaften, im Kapitalismus, Feudalismus oder im Sozialismus. Zum einen unterscheiden sich die Technologien, die Mittel

und Gegenstände der Arbeit in den verschiedenen historischen Epochen. Zum anderen - und damit in Wechselwirkung - unterscheiden sich die Verhältnisse, die Menschen in Bezug auf den Produktionsprozess einnehmen, die Klassenverhältnisse. Eine antike Sklavin nimmt eine andere gesellschaftliche Stellung ein als ein Leibeigener oder ein Arbeiter, ein Feudalherr eine andere als ein Kapitalist. Die Beziehungen zwischen den gesellschaftlichen Klassen - das Verhältnis von Sklavenhalter und Sklavin ist ein anderes als das von Kapitalistin und Lohnarbeiter - unterscheiden sich ebenso wie die Verhältnisse innerhalb der jeweiligen Klassen. Die im Familienverbund wirtschaftenden hörigen Bauern des Mittelalters stehen anders zueinander als die Arbeiterinnen eines sozialistischen Industriebetriebes, das Konkurrenzverhältnis unter Kapitalisten unterscheidet sich grundlegend von den Beziehungen unter römischen Patriziern. Auch diese Klassenverhältnisse bilden sich innerhalb der Entwicklung einer Gesellschaft immer wieder neu. Während die Menschen sich selbst und die Mittel und Gegenstände ihrer Arbeit reproduzieren, stellen sie zugleich auch die Verhältnisse wieder her, die diese spezifische Gesellschaft konstituieren. Ein Leibeigener reproduziert



mit seiner Arbeit sich selbst, seine Frau und seine Kinder als Leibeigene. Auch ernährt er den Feudalherrn und gibt diesem die Mittel, die ihn zum Feudalherrn machen. Der Leibeigene reproduziert also mit seiner Arbeit das Feudalsystem. Zusammenfassend können wir festhalten, dass der Begriff des Reproduktionsprozesses bei Marx drei Dimensionen umfasst: Neben die beständige Wiederherstellung der sachlichen Bedingungen (der Produktionsmittel) und der persönlichen Bedingungen (der Produzenten) des Produktionsprozesses tritt drittens die Wiederherstellung der gesellschaftlichen Bedingungen, d.h. der ökonomischen, sozialen, politischen und ideologischen Verhältnisse, unter denen sich die Produktion vollzieht.

Ausbeutung

Wie oben dargestellt, beruhen die Klassenverhältnisse auf der ungleichen Stellung der Menschen zum Prozess der materiellen Produktion. Seit dem



Ende der Urgesellschaft ist der Mensch in der Lage, regelmäßig mehr zu produzieren, als er für sein eigenes Überleben benötigt. Die technische Entwicklung erreichte ein Niveau, das es ermöglichte, die notwendige Arbeitszeit, d.h. die für die Versorgung der eigenen Familie erforderliche Zeit, auf einen Teil des Arbeitstages zu beschränken. Mit den in der verbleibenden Zeit hergestellten Dingen, dem so genannten Mehrprodukt, konnten nichtarbeitende Bevölkerungsteile versorgt werden, z.B. Priester, Soldaten, Künstler oder Staatsdiener. Die Fähigkeit, kontinuierlich über den eigenen Bedarf hinaus zu produzieren, ist die wichtigste ökonomische Erzungenschaft in der Entwicklung der Menschheit. Es wurde zugleich zur Basis von Ausbeutung und Unterdrückung. Sobald sich bestimmte Teile der Bevölkerung als herrschende Klasse etablieren konnten, beschränkten sie den Konsum der arbeitenden Menschen auf ein mehr oder minder großes Minimum und eigneten sich das Mehrprodukt an. Sie nutzten es zur Bestreitung ihres eigenen, in aller Regel extrem luxuriösen Lebensstandards, ebenso wie zum Aufbau von politischen und ideologischen Unterdrückungsapparaten, die verhinderten, dass die Arbeitenden sich aus den ihnen feindlichen Zwangsstrukturen befreien konnten. Alle Klassengesellschaften beruhen auf der unentgeltlichen Aneignung der Produkte fremder Arbeit. Die Formen dieser Aneignung sind jedoch historisch sehr verschieden. In der Sklaverei scheint es so, als erhielte die Sklavin gar nichts für ihre Arbeit. Doch dieser Schein trügt: Auch sie benötigt Nahrung, Kleidung und Unterkunft. Auch der brutalste Sklavenhalter kann sich vom Arbeitsprodukt seiner Sklaven nur den Teil aneignen, der nach Abzug des Lebensnotwendigsten übrig bleibt. Handelte er anders, er wäre bald kein Sklavenhalter mehr. Im Feudalismus ist das Verhältnis von notwendiger und Mehrarbeit relativ offensichtlich. Der Bauer wusste genau, wann er auf eigenem Feld arbeitete und wann er Fronddienst auf den Feldern seines Herrn leistete. Er wusste, welchen Teil seiner Ernte seine Familie verbrauchen und welchen er dem Pfaffen als Zehnt abliefern musste. Im Kapitalismus ist die Ausbeutung hingegen versteckt. Arbeiter und Kapitalist treten sich in der Regel als juristisch freie und gleiche Menschen gegenüber. Sie gehen Vertragsverhältnisse miteinander ein und es scheint so, als



bekäme der Arbeiter den ganzen Arbeitstag bezahlt. Erst die wissenschaftliche Analyse macht deutlich, dass hinter dem liberalen Handel und Wandel Zwangsverhältnisse stehen, die den Arbeiter mit ebensolcher Gewalt zum Ausbeutungsobjekt degradieren wie die Knute den Sklaven oder Leibeigenen. Sie zeigt auf, dass der Reichtum der Oberschichten heute nicht weniger Produkt der Aneignung fremder Arbeit ist als in der Antike oder im Mittelalter. Die Methoden dieser Aneignung, die Funktionsweise des kapitalistischen Wirtschaftssystems unterscheidet sich jedoch grundlegend von der früherer Epochen.

Die Ware

Grundlegendes Merkmal der kapitalistischen Reproduktionsprozesses ist die dominierende Rolle, die die Warenproduktion in den ökonomischen Prozessen einnimmt. Um den fundamentalen Unterschied zu vorkapitalistischen Gesellschaften zu verstehen, muss man sich klarmachen, dass bei Weitem nicht jedes Produkt menschlicher Arbeit auch zugleich Ware ist. Zur Ware wird ein Produkt nur dann, wenn es gegen andere Dinge ausgetauscht bzw. für den Austausch hergestellt wird. Die Wareneigenschaft liegt nicht in der Natur der gehandelten Gegenstände selbst begründet. Das von einer Köchin im Restaurant zubereitete Essen ist eine Ware, serviert sie es aber zu Hause ihrer Familie, ist es das nicht. Die Kartoffelernte des Großbauern wird auf dem Markt verkauft und ist somit Ware. Die zum Selbstverzehr angebauten Kartoffeln des Hobbygärtners, mögen sie auch genauso dick sein, sind es nicht. Man kann eine Ware zerlegen und unter dem Mikroskop untersuchen, nirgends wird so etwas wie ein spezielles „Warenatom“ zu finden sein. Ob ein Produkt zur Ware wird entscheidet nicht seine physische Beschaffenheit, sondern die Beziehung zwischen den Menschen, die es herstellen und/oder aneignen. Es spielt dabei für die Wareneigenschaft

dieses Produktes keine Rolle, ob es materieller oder immaterieller Natur ist, ob es sich um Gegenstände oder beispielsweise um Dienstleistungen handelt, entscheidend ist seine Bestimmung zum Austausch mit anderen Produkten. Ebenso wenig, wie alle Produkte Waren sind, sind alle Gesell-

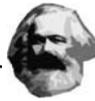


schaften warenproduzierende Gesellschaften. In den Urgesellschaften sind die Produkte der Arbeit Gemeineigentum des Stammes. Auch die antike Sklavin tauschte ihre Produkte nicht aus. Sie waren, ebenso wie sie selbst, von vornherein Eigentum ihres Herrn. Der leibeigene Bauer war in erster Linie Selbstversorger. Zwar musste er einen bedeutenden Teil seiner Erträge an Adel und Kirche abliefern, jedoch erhielt er dafür keine Gegenleistung. Lediglich gewisse Überschüsse konnten zum Markt gebracht werden und erhielten somit Warencharakter. Während die Warenproduktion in den vorkapitalistischen Gesellschaften in der Regel auf Randbereiche beschränkt blieb, wurde sie im Kapitalismus dominierend und bestimmt alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Nahrung, Kleidung, Grund und Boden, Kulturgüter, Bildung und Sexualität, es gibt nichts, was nicht ge- und verkauft würde. Für das Verständnis der Ökonomie unserer Epoche ist es daher unabdingbar, sich näher mit dem Begriff der Ware zu beschäftigen.

Der Wert der Waren

Waren können, wie andere Produkte auch, bestimmte menschliche Bedürfnisse befriedigen. Brot stillt Hunger, Kleidung wärmt, Autos dienen der Fortbewegung etc. Diese Eigenschaften der Waren nennen wir ihren Gebrauchswert. Waren haben aber noch eine andere Seite: Sie ermöglichen es ihrem Besitzer, sie gegen andere Waren auszutauschen. Als Besitzer einer Ware, sagen wir eines Tisches, kann ich andere Waren erwerben. Ich kann meinen Tisch beispielsweise gegen zwei Paar Schuhe, gegen vier Kästen Bier oder gegen drei Bände des ‚Kapital‘ eintauschen. Diese Eigenschaft einer Ware ist ihr Tauschwert. Die zwei Paar Schuhe, die vier Bierkästen oder die drei Bücher wären in unserem Beispiel die Tauschwerte des Tisches. Da jede Ware beide Seiten, Gebrauchswert und Tauschwert aufweist, sprechen wir vom so genannten ‚Doppelcharakter der Waren‘. Nun sind die Tauschwerte der Waren quantitativ sehr unterschiedlich, ein Auto oder ein Goldbarren hat einen sehr viel höheren Tauschwert als ein Tisch oder ein Brot. Die Höhe des Tauschwertes einer Ware hat nichts mit ihrem Gebrauchswert zu tun. Zwar kann ich für ein Auto sehr viel mehr Dinge eintauschen als für ein Brot, es ist jedoch sinnlos zu sagen, das Brot sei weniger nützlich. Die Größe des Tauschwertes ist vom Gebrauchswert der Ware unabhängig. Dies wirft die Frage auf, was die Größe der Tauschwerte bestimmt, was hinter den verschiedenen Austauschrelationen steht. Die Antwort auf diese Frage liefert das Wertge-

setz. Es besagt, dass der Wert einer Ware durch die zu ihrer Herstellung gesellschaftlich notwendige menschliche Arbeitszeit bestimmt ist. Alle Waren sind Produkte menschlicher Arbeit; im Austausch setzen die Warenbesitzer qualitativ unterschiedliche Produkte menschlicher Arbeit einander gleich: „Mein Tisch ist soviel wert wie deine vier Kästen Bier“. Das Verhältnis, in dem Arbeitsprodukte miteinander in Beziehung gesetzt werden, wird dabei in letzter Instanz durch die Menge der in ihnen vergegenständlichten notwendigen Arbeitszeit bestimmt. Damit ist die Arbeitszeit gemeint, die durchschnittlich qualifizierte Arbeitskräfte, denen eine zum gegebenen Zeitpunkt durchschnittliche Technologie zur Verfügung steht, für die Produktion dieser Ware aufwenden müssen. Ein Tisch, in dem 12 Stunden gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit verwirklicht sind, hätte demnach den vierfachen Wert eines Bierkastens, für dessen Herstellung nur 3 Stunden erforderlich sind. Es ist wichtig zu betonen, dass nicht die tatsächlich aufgewendete Arbeitszeit wertbildend wirkt, sondern die unter gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen üblicherweise erforderliche. Wenn ein besonders fauler oder ungeschickter Arbeiter 20 Stunden für die Herstellung eines Tisches benötigt, den ein durchschnittlicher Kollege in 12 Stunden produzieren kann, wird dieses Produkt dadurch natürlich nicht wertvoller. Umgekehrt: gelingt es einer Arbeiterin, ihre Ware in kürzerer als der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit herzustellen, dann hat sie in kürzerer Zeit dieselbe Wertmenge geschaffen. Aus dem Gesagten ergibt sich, dass der Wert einer bestimmten Ware nicht ein für allemal Gegebenes ist. Er verändert sich durch den technologischen Fortschritt, aber auch durch Faktoren wie die Verfügbarkeit von Rohstoffen, politische Rahmenbedingungen etc. Je weiter die technische Entwicklung voranschreitet, desto mehr Produkte kann ein durchschnittlicher Arbeiter in einer gegebenen Zeiteinheit – zum Beispiel einer Woche – herstellen. Der Wert der einzelnen Ware aber sinkt. Die notwendige Arbeitszeit beinhaltet nicht nur die Zeit innerhalb der unmittelbar am Endprodukt gearbeitet wird, sondern auch alle erforderlichen Vorarbeiten wie die Förderung der Rohstoffe, die Herstellung der Vorprodukte, notwendige Transporte etc. Auch der Wert der Maschinen und Werkzeuge geht anteilmäßig auf das Endprodukt über. Eine Maschine, deren Herstellung 100 Arbeitsstunden erfordert und mit der im Laufe ihres Lebens durchschnittlich 1000 Produkte gefertigt werden können, überträgt auf jedes Stück ein tausendstel ihres Wertes, also 6 Minuten. Maschinen, Baulichkeiten, Rohstoffe etc. werden vom Kapitalisten vorgeschossen. Marx



spricht hier vom konstanten Kapital, weil diese Dinge ihren Wert lediglich auf das Endprodukt übertragen, aber keine neuen Werte schaffen. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich der Wert einer Ware aus der Summe der ‚lebendigen‘, das heißt der von den Arbeitern in ihrem unmittelbaren Produktionsprozess verausgabten Arbeit und der ‚toten‘, d.h. der für die Herstellung der Rohstoffe, Maschinen, Gebäude etc. benötigten Arbeit ergibt. Als Formel geschrieben:

$$\text{Wert} = l + c$$

(wobei l für die lebendige Arbeit und c für die tote Arbeit, das so genannte konstante Kapital steht)

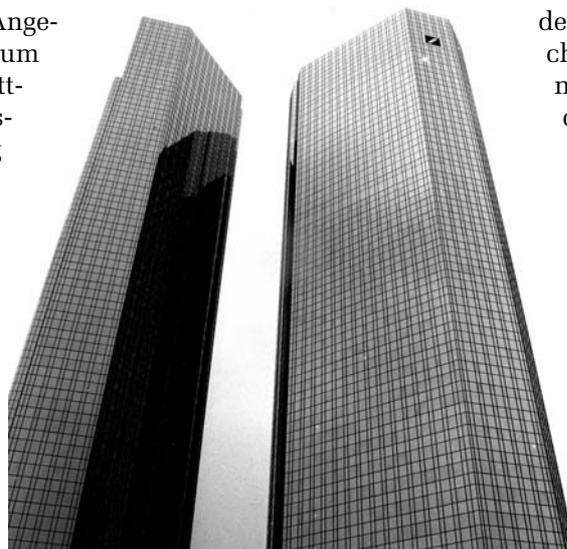
Selbstverständlich wird der Wert nicht so bestimmt, dass jemand mit der Stoppuhr neben den Arbeitern stünde und aus den Messergebnissen die Austauschverhältnisse kalkulierte. In der entwickelten Warenproduktion – dem Kapitalismus – setzt sich das Wertgesetz vielmehr hinter dem Rücken der handelnden Menschen durch, selbst dann, wenn diese nichts davon wissen. Die Produzenten versuchen ihre Ware zu bestmöglichen Konditionen zu veräußern, die Abnehmer suchen den günstigsten Anbieter. Vielleicht schaffen es die Anbieter einer Branche, ihre Waren über Wert loszuschlagen und sich damit anderen gegenüber Vorteile zu verschaffen. Die Aussicht auf solche Vorteile wird aber über kurz oder lang Konkurrenten auf den Plan rufen, die ebenfalls in dieser Branche tätig werden. In der Folge drückt ein zusätzliches Angebot die Austauschverhältnisse wieder auf das Normalmaß. Andersherum: In einer Branche, die nicht in der Lage ist, den Wert ihrer Produkte zu realisieren, werden so lange Anbieter abwandern oder in Konkurs gehen, bis das Angebot hinreichend verknappt ist, um wieder mindestens durchschnittliche Verhältnisse zu gewährleisten. Innerhalb dieses beständig wirkenden Prozesses bildet der Wert das Gravitationszentrum, um das die Austauschverhältnisse schwanken.

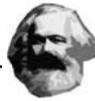
Das Geld

Im Zuge der historischen Entwicklung der Warenproduktion haben sich immer wieder bestimmte Waren herausgebildet, die

eine Sonderstellung gegenüber den anderen Waren einnahmen. In ihnen und mit ihnen wurde der Wert aller anderen Waren gemessen, gegen sie konnten alle anderen Waren jederzeit ausgetauscht werden. Eine solche besondere Ware nennen wir Geldware, das Austauschverhältnis einer Ware mit der Geldware ist ihr Preis. Viele Waren haben in den verschiedensten Gesellschaften die Funktion der Geldware übernommen, beispielsweise Vieh, Bernstein, Muscheln, geflochtene Bänder etc. Schon früh haben sich jedoch die Edelmetalle als Geldwaren durchgesetzt. Durch ihre natürlichen Eigenschaften (einheitliche Qualität, Haltbarkeit, Prägbarkeit etc.) waren sie für diese Funktion prädestiniert. Insbesondere das Gold wurde zur Geldware und somit zum Symbol des Reichtums schlechthin. Der Wert der Geldware ist genauso bestimmt, wie der Wert aller anderen Waren – also durch die Arbeitszeit, die zur Produktion einer bestimmten Menge dieser Ware benötigt wird. Im Falle des Goldes schließt dies die Zeit ein die Goldminen zu finden, sie auszubeuten, das Gold zu Barren einheitlicher Qualität zu gießen, gegebenenfalls zu münzen und sicher an seinen Bestimmungsort zu transportieren. Maßstab der Preise wurden die entsprechenden Mengen der Geldware. Statt zu sagen, mein Tisch ist soviel Wert wie vier Bierkästen oder zwei Paar Schuhe oder drei Bände ‚Kapital‘ kann ich nun angeben, er hätte den Wert einer sechstel Feinunze Gold, der Bierkasten den einer vierundzwanzigstel Feinunze. In genau definierten Metallmengen zur Münze gepresst wurden Edelmetalle als Zahlungsmittel leicht handhabbar. Viele Währungen, etwa die Mark oder das Pfund, verdanken ihre Namen daher ursprünglich Gewichtseinheiten oder gehen historisch auf als

Geldware verwendete Edelmetalle zurück, so beispielsweise der Taler (Dollar) auf das Joachimstaler Silber. Geldscheine und Münzen aus minderwertigen Metallen sind nach dieser Sichtweise kein Geld, sondern Geldzeichen. Wenn ich im Besitz eines Papierscheines bin, den jeder jederzeit gegen eine bestimmte Menge der Geldware (Gold) eintauschen kann, dann benötige ich die Geldware zum Warenkauf nicht. Der Verkäufer wird den Geldschein an Stelle des Goldes





akzeptieren, denn er kann ihn auf Wunsch jederzeit in Gold verwandeln. Der Umlauf von Geldscheinen kann sich daher gegenüber der Geldware weitgehend verselbständigen und sogar den Anschein völliger Eigenständigkeit erhalten. Sobald sie aber ihre Funktion als Geldzeichen verlieren – d.h. sobald sie sich nicht mehr jederzeit gegen die Geldware austauschen lassen, werden sie wertloser als das Papier, auf dem sie gedruckt wurden.

Die Zirkulation (der Kreislauf) von Ware und Geld

Mit dem Auftreten der Geldware erhält der Warenaustausch eine neue Form. Der direkte Tausch Ware gegen Ware fällt auseinander in zwei getrennte Tauschakte Ware-Geld und Geld-Ware. Zusammengefasst:

Ware – Geld – Ware (W – G – W)

Eine Handwerkerin bringt ihre Ware, sagen wir ein Kleid, auf den Markt und tauscht sie gegen Geld aus (W-G). Dieses Geld verwendet sie, um die für sie notwendigen Anschaffungen zu tätigen, also beispielsweise um Lebensmittel oder den Stoff für die Herstellung neuer Kleider zu kaufen (G-W). Der Anfangs- und Endpunkt der betrachteten Bewegung sind Waren gleichen Wertes, aber unterschiedlichen Gebrauchswertes. Die Warenbesitzerin veräußert ihre Ware, die für sie bloßen Tauschwert darstellt, um eine andere Ware zu erhalten, deren Gebrauchswert sie benötigt. Sie verkauft, um zu kaufen. Eine Arbeiterin vollzieht eine ähnliche Bewegung, nur mit dem Unterschied, dass sie kein Produkt besitzt, das sie auf dem Markt veräußern könnte. Die einzige Ware, die sie anbieten kann, ist sie selbst – genauer gesprochen: ihre eigene Arbeitskraft. Den Wert ihrer Arbeitskraft erhält sie in Geldform erstattet (W-G) und kann dafür die von ihr und ihrer Familie benötigten Waren (G-W) erwerben.

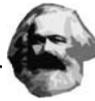
Ware Arbeitskraft

In der entwickelten Warenproduktion (dem Kapitalismus) erscheinen nicht nur alle lebensnotwendigen Güter als Waren. Die Arbeitskraft, d.h. die Fähigkeit des Arbeiters zu arbeiten, wird selbst zu einer Ware, die auf dem Arbeitsmarkt gehandelt wird. Da der Lohnarbeiter über keine Produktionsmittel verfügt, keine Maschinen, Werkzeuge, Rohstoffe oder Fabrikhallen besitzt, ist er gezwungen, seine Arbeitskraft zu verkaufen. Nicht auf einmal – sonst wäre er Sklave – sondern tage-, wochen-

oder monatsweise. Der Wert der Ware Arbeitskraft bemisst sich genauso wie der Wert jeder anderen Ware auch. Er ist bestimmt durch die für die (Re-) Produktion dieser Ware gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Gemeint ist hier die Arbeitszeit, die notwendig ist, um die Dinge zu produzieren, die der Arbeiter zum Leben braucht. Damit der Arbeiter seine Arbeitskraft dem Kapitalisten täglich aufs Neue zur Verfügung stellen kann, benötigt er Nahrung, Kleidung und ein Dach über dem Kopf. Er braucht zu weilen Medikamente und medizinische Hilfe. Für qualifizierte Arbeiten ist ein Minimum an Bildung und Ausbildung erforderlich. Er muss, da er selbst eines Tages aus dem Produktionsprozess ausscheiden wird, für seine Kinder, d.h. seine Nachfolger sorgen. Angenommen, die Waren, die ein Arbeiter täglich für sich und seine Familie benötigt, ließen sich in durchschnittlich drei Stunden herstellen, dann würden diese drei Stunden den Tageswert seiner Arbeitskraft bilden. Es ist wichtig zu betonen, dass sich der Wert der Arbeitskraft nicht allein durch das physische Existenzminimum des Arbeiters bestimmt, sondern durch das Produktquantum, das in einer bestimmten historischen Situation für den Arbeiter gesellschaftlich als notwendig anerkannt wird. Diese Größe ist historisch durchaus variabel. Durch Streiks oder politische Kämpfe können Arbeiterinnen und Arbeiter die gesellschaftliche Anerkennung ihrer Bedürfnisse durchsetzen. Es bestehen jedoch gewisse Mindest- und Höchstgrenzen für den Wert der Ware Arbeitskraft. Zwar versuchen die Kapitalisten immer wieder, die Arbeitslöhne auf ein Elendsniveau zu drücken, auch wird zugelassen, dass einzelne Arbeiter oder sogar ganze ‚überflüssige‘ Bevölkerungsteile von den notwendigsten Lebensgrundlagen abgeschnitten werden. In längerer Sicht muss die Reproduktion der Arbeiterklasse als Ganzes jedoch gewährleistet bleiben, denn ohne Arbeiter gäbe es keine kapitalistische Produktion. Auf der anderen Seite können die Löhne innerhalb des Kapitalismus niemals so hoch steigen, dass sie die Profite der Kapitalisten dauerhaft ernstlich gefährden. Einer solchen Entwicklung stünden zum einen die ‚Sachzwänge‘ des Marktes, zum anderen ein energisches Eingreifen des bürgerlichen Staates entgegen.

Das Kapital

Neben der oben beschriebenen Bewegung W – G – W existiert eine zweite Zirkulationsform, der Tausch von Geld gegen Ware (G – W) und von Ware gegen Geld (W – G):



Geld - Ware - Geld (G - W - G)

Im Gegensatz zu ersten scheint diese zweite Kreislaufform zunächst sinnlos zu sein. Der Anfangs- und Endpunkt der Bewegung sind qualitativ identisch, Geld wird gegen Geld getauscht. Einen Sinn bekommt das Ganze erst, wenn die Geldsummen am Anfang und am Ende unterschiedlich sind, aus Geld also mehr Geld wird:

G - W - G'

(wobei der kleine Strich am G eine zusätzliche Geldmenge bezeichnet)

Womit wir es hier zu tun haben, ist der Kreislauf des Kapitals. Unter Kapital verstehen wir eine Wertmenge (in Geld- oder Warenform), die vorgeschossen wird, um eine größere Wertmenge zurückzuerhalten. Kapital ist also, wie Marx etwas altmodisch formuliert, Wert heckender Wert. Dieser Begriff von Kapital unterscheidet sich von der umgangssprachlichen Verwendung des Wortes. Wer beispielsweise seinen Sparstrumpf als ‚sein Kapital‘ bezeichnet, drückt sich ökonomisch gesehen nicht korrekt aus. Nicht jede Geldsumme ist Kapital, und auch Maschinen, Werkzeuge oder Rohstoffe erhalten nur unter bestimmten Umständen die Kapitaleigenschaft. Zu Kapital werden Geld und Waren nur dann, wenn sie sich verwerten, d.h. wenn sie dazu dienen, ihrem Besitzer größere Wertmengen zu verschaffen, als er ursprünglich vorgeschossen hat.



Kapital & Mehrwert

Damit stehen wir jedoch vor einem theoretischen Dilemma: Wir müssen die Frage beantworten, wieso der Kapitalist Geld gegen mehr Geld tauschen kann. Mit dem Wertgesetz scheint das Kapital unvereinbar zu sein. Kaufe ich eine Ware zu ihrem Wert (G-W) und verkaufe sie anschließend wieder zu ihrem Wert (W-G), dann halte ich nach Abschluss dieser Operation dieselbe Geldsumme in der Hand wie am Anfang. Ich hätte mir die Mühe sparen können. Die ebenso nahe liegende wie irreführende Lösung besteht in der Behauptung, der Profit der Kapitalisten stamme aus einem Verstoß gegen das Wertgesetz. Entweder würde er unter Wert einkaufen oder über Wert verkaufen. Er würde also seine Kundinnen und/oder seine Lieferanten – zu denen gewissermaßen auch seine Arbeiter zählen – über den Tisch zie-

hen. Bei genauerem Nachdenken erweist sich diese Erklärung jedoch als wenig stichhaltig. Sicherlich kann sich ein einzelner Kapitalist durch Betrug Vorteile verschaffen. Gelingt es ihm, seine Waren zu teuer zu verkaufen, macht er einen Extraprofit. Wir müssen aber nicht nur den zufälligen Profit eines windigen Geschäftemachers erklären, sondern die Herkunft der Profite aller Kapitalisten. Gesamtgesellschaftlich handelt es sich bei solchem Betrug um ein Nullsummenspiel: der eine gewinnt, was ein anderer verliert. Gelänge es allen Gesellschaftsmitgliedern, immer ‚zu teuer‘ zu verkaufen, dann gewönne niemand mehr, denn das, was sie beim Verkauf zusätzlich in die Tasche steckten, verlören sie, sobald sie erneut kauften. Wir benötigen also eine Erklärung für die Herkunft des Profits, die sich nicht bloß auf Kategorien wie Betrug oder Übervorteilung

stützt. Eine, die im Einklang mit dem Wertgesetz steht. Die Kapitalisten machen auch und gerade dann Profit, wenn unterstellt wird, dass alle Waren zu ihren Werten ausgetauscht werden. Dies gelingt ihnen, weil sie auf dem Markt eine Ware vorfinden, die in der Lage ist, mehr Wert zu schaffen, als sie selbst wert ist. Diese Ware ist die menschliche Arbeitskraft. Der Wert der Arbeitskraft ist, wie oben dargelegt, bestimmt durch die zu ihrer Reproduktion notwendige Arbeitszeit. Also durch den Wert der Waren, die ein Arbeiter benötigt, um sich und seine Familie am Leben zu erhalten. Nehmen wir an, ein durchschnittlicher Arbeiter benötige drei Stunden, um den Wert zu schaffen, der dem Wert der von ihm täglich verbrauchten Güter entspricht. Unser Arbeiter arbeitet aber nicht drei, sondern acht Stunden täglich. In den ersten drei Stunden reproduziert er den Wert, den er in Form von Lohn erhält. Aber auch in den verbleibenden fünf Stunden schafft er Wert, der in seinen Produkten vergegenständlicht ist. Die Differenz zwischen dem in drei Stunden produzierten Wert, den unser Arbeiter als Lohn erhält, und dem von ihm in acht Stunden produzierten Wert, nennt Marx den Mehrwert. Da die Arbeitsprodukte dem Kapitalisten gehören, gehört diesem auch der Mehrwert.

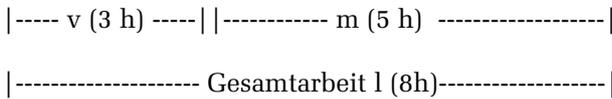
Das ganze lässt sich formelmäßig ausdrücken:

$$l = v + m$$

Dabei steht l, wie oben dargelegt, für die gesamte vom Arbeiter an einem Tag geleistete lebendige Arbeit. v, das variable Kapital, ist der Gegenwert des Lohns, den der Arbeiter vom Kapitalisten ausgezahlt



bekommt – in unserem Beispiel 3 Stunden. Die Differenz zwischen l (8h) und v (3h) ist der Mehrwert m (5h), der unentgeltlich an den Kapitalisten fällt.



Das Verhältnis der bezahlten zur unbezahlten Arbeit nennen wir Ausbeutungs- oder Mehrwertrate (m').

Als Formel geschrieben ergibt sich:

$$m' = m/v$$

In unserem Beispiel wäre die Mehrwertrate = $5h / 3h = 1,66$ oder 166%. Einfacher formuliert: Für jeden Euro, den der Kapitalist seinen Arbeitern zahlt, steckt er sich 1,66 EUR in die Tasche. Es ist wichtig festzuhalten, dass die Arbeiter dabei nicht über den Tisch gezogen werden. Sie erhalten den vollen Gegenwert für ihre Ware, die Arbeitskraft. Dass der Gebrauch dieser Ware (die Arbeit) dem Kapitalisten mehr einbringt, als sie ihn kostet, ergibt sich nicht aus einer individuellen Betrugerei, sondern aus den Gesetzen der Warenproduktion.

Wir können unsere obige Kreislaufformel nun genauer formulieren:

$$G - W < \begin{array}{c} \text{Arbeitskraft} \\ \dots P \dots W' - G \\ \text{Produktionsmittel} \end{array}$$

Dabei steht G für das Geld, das unser Kapitalist vorschießt und mit dem er die für den Produktionsprozess benötigten Waren erwirbt. Für einen Teil dieses Geldes (das so genannte konstante Kapital c) kauft er seine Produktionsmittel, also Maschinen, Rohstoffe usw. Den anderen Teil (das variable Kapital v) investiert er in den Ankauf menschlicher Arbeitskraft. Beides zusammen sind die notwendigen Bestandteile des Produktionsprozesses P . Innerhalb dieses Produktionsprozesses wird einerseits der Wert des konstanten Kapitals auf das Produkt übertragen, andererseits durch die geleistete Arbeit neuer Wert geschaffen und im Produkt vergegenständlicht. Das Resultat ist eine Warenmenge W' , die unser Kapitalist nun verkaufen kann. Die Waren W' sind wertvoller als die Waren W , denn sie enthalten neben dem Wert des vernutzten konstanten Kapitals c den gesamten, durch die Arbeit neu geschaffenen Wert

l , also sowohl den Wert des variablen Kapitals v als auch den Mehrwert m ($W' = c + l = c + v + m$). Weil in W' mehr Wert (Mehrwert) enthalten ist als in W , können diese Waren auch für mehr Geld verkauft werden, G' ist daher größer als G . An keiner Stelle dieses Kreislaufes ist gegen das Wertgesetz verstoßen worden, alle Waren wurden zu ihren Werten getauscht. Dennoch ist der Kapitalist am Ende reicher denn je. Der Arbeiter hingegen verbraucht seinen Anteil am von ihm geschaffenen Neuwert für die Wiederherstellung seiner während der Produktion verausgabten Arbeitskraft. Will er danach weiterleben, ist er gezwungen, seine Arbeitskraft erneut zu verkaufen. Unser Arbeiter hat also durch seine Arbeit auf dreifache Weise zur Reproduktion der Gesellschaft beigetragen: Er hat erstens seine Arbeitskraft, d.h. sich selbst und seine Familie reproduziert. Er hat zweitens das Kapital des Kapitalisten reproduziert. Und er hat damit drittens die gesellschaftlichen Verhältnisse reproduziert, die ihn zum Arbeiter und den Kapitalisten zum Kapitalisten machen.

Akkumulation

Was geschieht nun mit dem Mehrwert? Prinzipiell kann der Kapitalist auf zwei Arten damit verfahren. Einen Teil des Mehrwertes muss er für seine individuellen Konsumbedürfnisse verwenden, also das standesgemäße Leben seiner Familie finanzieren, Luxusgüter und Statussymbole aufhäufen, oder auch als Mäzen und Wohltäter auftreten. Den anderen Teil seines Mehrwertes kann er seinem ursprünglichen Kapital hinzufügen. Die Kapitalisierung von Mehrwert oder die Verwendung von Mehrwert als Kapital nennt man Akkumulation. Wie groß die jeweiligen Anteile sind, steht dem Kapitalisten juristisch frei, ökonomisch jedoch nicht. Würde er seinen gesamten oder auch nur einen zu großen Teil seines Mehrwertes individuell verzehren, geriete er früher oder später gegenüber seinen akkumulierenden Klassenossen ins Hintertreffen, sein Kapital ginge im Konkurrenzkampf unter. Der Heißhunger nach Mehrwert ist daher keine individuelle Marotte der Kapitalisten, keine schlechte Charaktereigenschaft und geht auch nicht zwangsläufig mit persönlicher Gier einher. Es ist vielmehr eine notwendige Funktion, die der Kapitalist als Repräsentant eines gesellschaftlichen Verhältnisses ausüben muss. Appelle an das soziale Gewissen der Kapitalisten sind daher ebenso naiv wie pathetische Anklagen gegen deren Gewinnsucht. Erst recht unhaltbar sind Versuche, die Ausbeutung nur einer bestimmten Gruppe von Kapitalisten anzulasten, wie es etwa Nazi-Propa-

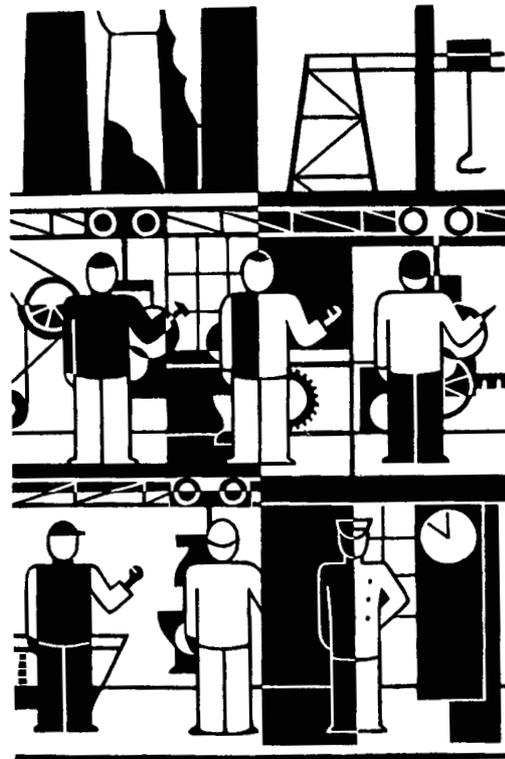


gandisten gegenüber dem ‚jüdischen Kapital‘ versuchen. Nicht sein Charakter, seine Religion, seine Staatsbürgerschaft oder seine ‚Rasse‘ machen den Kapitalisten zum Ausbeuter, sondern seine Stellung in einer auf spezifische Weise organisierten Gesellschaft. Der Akkumulationsprozess führte in der Geschichte der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zu tief greifenden Veränderungen. Einzelne Kapitale wuchsen zu gewaltiger Größe an. Kleinere Kapitale wurden einverleibt oder vernichtet, selbstständige Handwerker und Kleinkapitalisten verloren ihre Existenz. Zugleich organisierten die großen Konzerne riesige Menschenmassen unter ihrer Herrschaft. Arbeiteten in einem zünftigen Handwerksbetrieb eine handvoll Menschen zusammen, in den frühkapitalistischen Manufakturen in der Regel einige Dutzend, so beschäftigen moderne Großkonzerne zehntausende oder gar hunderttausende von Arbeiterinnen und Arbeitern. Zugleich steht die Akkumulation in enger Wechselwirkung mit dem technischen Fortschritt. Der Einsatz der modernen industriellen Produktionsverfahren erfordert riesige und stets wachsende Kapitalmassen. In vielen Wirtschaftszweigen sind die für eine rentable Produktion nötigen Investitionen so gigantisch, dass sie selbst von den reichsten Kapitalisten nicht mehr aufgebracht werden können. Banken und Aktiengesellschaften sorgen hier für die Zusammenfassung unzähliger Einzelkapitale.

Kleine und große Krisen

Der Akkumulationsprozess des Kapitals vollzieht sich nicht reibungslos. Weltweite Wirtschaftskrisen und Arbeitslosigkeit gehören ebenso zum Kapitalismus wie Warentausch und Profit. Auf Zeiten rasanten Wirtschaftswachstums folgen mit Notwendigkeit ökonomische Talfahrten. In regelmäßigen Abständen von 7 bis 10 Jahren gerät der kapitalistische Reproduktionsprozess ins Stocken. Unternehmen finden für ihre Produkte keinen Absatz mehr, Maschinen stehen still, Arbeiter werden entlassen. Die kaufkräftige Nachfrage bricht ein. Jeder Betrieb, der in Konkurs geht, bringt andere in Gefahr. Zulieferer verlieren ihre KundInnen, SchuldnerInnen können nicht mehr zahlen, Gläubiger bleiben auf ihren Außenständen sitzen und geraten selbst in wirtschaftliche Schwierigkeiten. Die Löhne und Preise geraten ins Rutschen. Es entwickelt sich eine sich selbstverstärkende Abwärtsspirale, die das gesamte Wirtschaftssystem erschüttert und Millionen von Menschen um ihre Existenz bringt. Nicht dass die gesellschaftliche Reproduktion ab und an ins Stocken gerät, ist dabei das Besondere. Zeiten von Not

und Hunger hat es in der Geschichte immer wieder gegeben. In früheren Epochen waren sie jedoch in aller Regel die Folge von außerökonomischen Einflüssen - Missernten, Seuchen oder Naturkatastrophen nahmen der Bevölkerung die Lebensgrundlagen und führten zu Massenelend. Heutzutage verfügt die Menschheit allerdings längst über die technischen Mittel, um zu verhindern, dass äußere Einflüsse die Reproduktion nachhaltig stören - schlechte Ernten oder harte Winter bedeuten zumindest in den Industriestaaten längst keine Katastrophen mehr. Im Kapitalismus bringt nicht die Natur, sondern die ökonomische Struktur der Gesellschaft das Elend hervor. Wirtschaftskrisen brechen nicht aus, weil zu



wenig, sondern weil ‚zu viel‘ produziert wird. Menschen geraten in Not, weil die Lager überquellen, Arbeitslose sitzen auf der Straße, weil modernste Maschinen stillstehen. Dennoch stellt der normale Konjunkturzyklus für die Stabilität des Kapitalismus keine Bedrohung dar. Zwar stürzt er regelmäßig Millionen von Menschen ins Elend, für das kapitalistische System bedeutet er jedoch eine notwendige Regenerationsphase. Die Märkte werden bereinigt, insbesondere kleine Betriebe verschwinden von der Bildfläche. Mit jedem Unternehmen, das in der Krise pleite macht, verschwindet für die übrig gebliebenen ein Konkurrent. Die Arbeitslosigkeit schwächt die Gewerkschaften, drückt auf die



Löhne und schafft damit günstige Voraussetzungen für noch erfolgreichere Ausbeutung. Das gesunkene Lohn- und Preisniveau bedeutet eine gute Ausgangsbasis für neue, profitable Investitionen und damit für eine neue Akkumulationsdynamik. Der Übergang von Krisen und Stagnationsphasen zu einem neuen Aufschwung ist jedoch kein Automatismus, der sich mit naturgesetzlicher Sicherheit einstellt. Die Entwicklung des Kapitalismus führt an Grenzen, an denen die ‚Selbstheilungskräfte des Marktes‘ versagen. Sowohl in der Gründerzeitkrise nach 1873 als auch in der Weltwirtschaftskrise nach dem ‚Black Thursday‘ am 24. Oktober 1929 war dieser Punkt erreicht. Solche so genannten ‚großen Krisen‘ bringen keine selbsttragende Aufschwungsdynamik mehr hervor. Die Abwärtsspirale geht ins Bodenlose und bedroht alle gesellschaftlichen Bereiche. Ihre Überwindung erfordert tief greifende Veränderungen in den gesellschaftlichen Strukturen. Damit bilden die großen Krisen nicht nur ökonomische, sondern zugleich auch politische Wendepunkte der Entwicklung. In ihnen wird deutlich, dass der Kapitalismus von inneren Widersprüchen zerrissen ist, dass es ein liberales ‚weiter so‘ nicht mehr geben kann. Die wirtschaftlichen, aber auch die politischen und ideologischen Fundamente der bürgerlichen Gesellschaft geraten ins Wanken. Wie der Ausweg aus einer solchen Krise aussieht, ist nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine politische Frage, eine Frage von Klassenkämpfen. In Deutschland führten sowohl die Gründerzeitkrise als auch die Weltwirtschaftskrise zu einem Aufschwung der revolutionären Kräfte. Doch blieben diese Bewegun-

gen letztlich erfolglos – den herrschenden Eliten gelang es, ihre ‚Lösungen‘ der gesellschaftlichen Probleme durchzusetzen: Imperialismus, Faschismus und Krieg.

Abkürzungsverzeichnis

Ak: Arbeitskraft (Die Fähigkeit des Arbeiters zu arbeiten, nicht zu verwechseln mit der Arbeit selbst.)
c: konstantes Kapital (Kapital in Form von Produktionsmitteln)

G: Geld (genauer: Wert in Geldform)

G’: „mehr Geld als vorher“

l: lebendige Arbeit (Arbeit, die von den Arbeitern während des laufenden Produktionsprozesses geleistet wird. Im Gegensatz zu ‚toter Arbeit‘, die sich in vorangegangenen Produktionsprozessen in Produktionsmitteln vergegenständlicht hat.)

m: Mehrwert (Differenz zwischen dem von den Arbeitern geschaffenen und dem ihnen in Form ihres Lohns ausgezahlten Wert)

m’: Mehrwertrate (quantitatives Verhältnis von Mehrwert und variablem Kapital)

Pm: Produktionsmittel (Maschinen, Werkzeuge, Rohstoffe, Vorprodukte etc.)

v: variables Kapital (Kapital in Form von menschlicher Arbeitskraft bzw. Wert der vom Kapitalisten gekauften Arbeitskraft)

W: Ware (genauer: Wert in Warenform)

W’: „Ware von mehr Wert als vorher“